

Amy McNamara • In allertiefster Wälder Nacht



Foto: © Doug McNamara



DIE AUTORIN

Amy McNamara lernte bereits im Alter von drei Jahren das Lesen. Sie hat einen Abschluss in Französischer Literatur und Lyrik. Ihre Gedichte sind in zahlreichen Zeitschriften erschienen und für den Pushcart Preis nominiert worden. *In allertiefster*

Wälder Nacht ist ihr erstes Jugendbuch. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in New York und arbeitet bereits an ihrem nächsten Roman.

Amy McNamara

In allertiefster
Wälder Nacht

Aus dem Amerikanischen
von Catrin Frischer





Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Erstmals als c**bt** Taschenbuch Dezember 2013
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2012 by Amy McNamara
Published by Arrangement with Amy McNamara.
Die amerikanische Originalausgabe erschien unter
dem Titel »Lovely, Dark and Deep«
bei Simon & Schuster, New York.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe c**bt** Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Übersetzung: Catrin Frischer
Umschlaggestaltung: © shutterstock/solominvikt
or
he · Herstellung: kw
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-30888-2
Printed in Germany

John
Wells'
Tochter

Vorsicht! Wünsche können wahr werden.

Ich hatte Dinge gehabt, die ich nicht haben wollte, und dann hatte ich sie verloren. Gerade hatte ich Schluss gemacht mit meinem Freund Patrick, im nächsten Moment schon stand ich allein da. Mit leeren Händen. Ein Abklatsch von dem, was ich mal war. Kaputt, doch auf den ersten Blick ist das nicht zu sehen.

Ich heiße Mamie, mein Dad nennt mich Wren. Meine Eltern haben sich nie auf irgendwas einigen können, solange sie verheiratet waren, ich habe also beide Namen angenommen. Es gefllt mir, einen in Reserve zu haben. Besonders jetzt. Außerdem macht es meine Mutter wahn-sinnig. Sie glaubt, mein Dad nennt mich Wren, um sie zu nerven. Sie sagt, sie hat mir den Namen Mamie gege-

ben, weil das »ersehtes Kind« bedeutet, und sie hat sich so bemühen müssen, mich zu kriegen. Als hätte sie mich mit schierer Willenskraft hervorgebracht. Hat sie wahrscheinlich auch. So ist sie nämlich. Doch ich hab nachgeschlagen und Mamie bedeutet auch »bitter«. Ist aber egal, Mamie ist irgendwo am Straßenrand gestorben, damals, in meinem alten Leben, und ich bin weggezogen. Jetzt bin ich rund um die Uhr Wren, in einem Haus am Rande der erforschten Welt, oben im Norden, an der Ostküste, bei meinem Vater, der seine Tage im Atelier verbringt. Perfekt für uns beide.

Ich bin wegen des Piniendunkels hierhergekommen und weil das Meer so wild ist. Man braucht diese Geräusche der Stille, wenn im Kopf zu viel los ist. Das ist dann, als würden das Wasser und die Wälder das ganze Fühlen übernehmen, und ich hab Ruhe, bin still wie ein Grabstein, in einer Zwischenwelt. Leere, die ich ertragen kann. Morgens wache ich auf, steige in meine Sachen und sitze schon auf dem Rad, ehe mir überhaupt ein Gedanke kommt. Dies ist ein Ort, der mich verschlucken könnte, sollte ich das für nötig halten.

Dabei bin ich also gerade, mit voll aufgedrehter Musik versuche ich, an gar nichts zu denken, knirsche in den Wäldern über brüchige Zweige und Stöcke eine Straße entlang, die noch nie jemand befahren hat, als ein Jeep um die Kurve schießt. Direkt auf mich zu. Bevor ich etwas

denken kann, bin ich schon seitlich ausgeschert und habe einen dicken Baum gerammt. Das Vorderrad zerkraxt beim Aufprall. In einer Wolke aus Sand und Kiefernadeln kommt der Jeep schließlich zum Stehen.

Die Fahrertür fliegt auf und ein Typ steigt aus. Ein paar Jahre älter als ich.

»Ist dir was passiert?«

Sieht aus, als wäre er total durch den Wind, vielleicht sogar ein bisschen sauer ... als ob ich diejenige wäre, die hier Mist gebaut hat.

Ich setze mich auf, entwirre mich aus den Fahrradtrümmern und wische mir die klebrigen Nadeln von den Handflächen. Der Sturz hat mir die Luft abgeschnürt. Ein paar Sekunden brauche ich, bis ich wieder normal ein- und ausatmen kann. Das Vorderrad von meinem Fahrrad sieht aus, als hätte es ein wütender Riese gepackt und zerknickt. Eine Sekunde lang finde ich es irgendwie schön. Wie etwas, das meinem Dad gefallen könnte. Früher hätte ich mir gewünscht, meine Kamera dabeigehabt zu haben. Ich starre auf die verbogene Felge.

»Ist dir was passiert? Kannst du sprechen?«

Er guckt mich verstört an, offenbar glaubt er, ich hätte mich ernsthaft verletzt oder so.

Atmen kann ich wieder, aber ich hab so lange nicht gesprochen, dass ich aus der Übung bin – mir fällt rein gar nichts ein, das ich sagen könnte.

Er dreht sich weg, ich höre, wie der Motor ausgeht. Er schnappt sich das Handy.

Ich finde meine Stimme wieder. »Warte«, sage ich. »Mir geht's gut. Siehst du?« Ich stehe auf. »Hab nur 'nen Schreck gekriegt.«

Er wirft das Handy wieder auf den Beifahrersitz und fährt sich mit zittriger Hand durchs Haar. Nach einem tiefen Atemzug sagt er: »Ich hab dich nicht gesehen. Auf dieser Straße ist nie jemand.«

Ich überlege, ob ich ihn schon mal irgendwo gesehen habe. Die Stadt ist ziemlich klein, aber man kann wohl kaum behaupten, ich sei Teil der Szene. Und er sieht nicht nach Kleinstadt aus. Hemd in Anthrazit, dichtes dunkles Haar, das ihm in die Augen fällt, lange, gerade Nase. Irgendwo in mir, ganz weit weg in einer längst verlassenen Höhle, läutet etwas wie ein kleiner Gong.

Er mustert mich immer noch irgendwie, etwas hektisch und von oben bis unten, als ob er vielleicht doch einen Schaden ausmachen könnte, als ob es ein Wunder wäre, dass ich nicht platt gewalzt daliege.

»Gott, ich hätte dich töten können.« Sein Blick fällt auf das verbogene Vorderrad. »Ich hab dein Rad zu Schrott gefahren.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Wenn man so lange still gewesen ist wie ich, verlassen einen die Worte.

»Mir geht's gut«, schaffe ich noch mal hervorzubringen.

»Ich hatte die Musik ganz laut gestellt. Das Auto hab ich nicht gehört.« Ich fasse mir ins Haar, zupfe Blätter und klebrige Kiefernadeln raus.

»Hast du dir den Kopf gestoßen?«

»Nein, ist nur Zeugs von den Bäumen.« Ich werde rot.

Er mustert mich kurz. Ich guck zum Himmel. Als ob ich irgendwie rauskommen könnte aus dieser Lage, so Flügel ausbreiten und weg.

»Bist du die Tochter von John Wells?« Irgendwie klingt das erleichtert. Und wieder fährt die zittrige Hand durchs Haar. »Ich hab gehört, dass du hier hochgekommen bist.«

Ich nicke. Weiß der Himmel, was er gehört hat. Bestimmt ist letzten Mai über mich berichtet worden. Der *Telegraph* lässt sich keine Gelegenheit entgehen, Geschichten über meinen Dad zu drucken. Den berühmten Adoptivsohn der Stadt. Was macht es schon, dass alle hier sich nur am Kopf kratzen, wenn sie die Arbeiten meines Vaters sehen, und darüber lachen, wofür Leute gutes Geld bezahlen und was sie »Kunst« nennen.

Ich schaue auf meine Hände. Beide Handflächen sind aufgeschürft und harzverklebt. Aus der einen pule ich einen kleinen Stein. Das Knie meiner Jeans hat einen Riss. Wie eine Achtjährige, die sich gerade im Park mit dem Rad hingelegt hat.

Sein Blick ist meinem gefolgt. »Du bist verletzt.« Er

zuckt zusammen. »Ich fahr dich in die Stadt. Dr. Williams kann dich angucken, die Wunden reinigen.«

»Nein, nein. Das geht schon. Mir fehlt nichts.« Ich will nirgendwohin, will niemanden sehen. Und ganz bestimmt nicht ins Krankenhaus oder irgendwas, das auch nur im Entferntesten an ein Krankenhaus erinnert.

»Mir geht es gut«, sage ich mit mehr Nachdruck. »Wirklich, ich geh einfach nach Hause und wasch mich. Keine große Sache.«

»Dann lass dich jedenfalls von mir nach Haus fahren.« Er steigt ins Auto, langt über den Beifahrersitz und stößt die Tür auf.

Ich will mein Rad aufheben, aber meine Handflächen sind im Eimer. Ich wische sie mir ein bisschen an den Schenkeln ab.

»Lass stehen«, sagt er. Er beobachtet mich. »Bitte. Du blutest. Ich hol es später.«

Ich hebe den Rahmen etwas weiter an und lehne ihn an einen Baum. Über mir ist ein Vogel laut. Ein Habicht vielleicht, beim Jagen. Ein seltsames krächzig kreisendes Geräusch.

Ich war noch längst nicht am Ende meiner Tour. Ich muss draußen sein, allein. Aber er wird mich nicht zu Fuß nach Hause gehen lassen, so viel ist klar. Ich wühle in den Nadeln nach meinem iPhone herum, verschaffe mir noch ein paar Sekunden, um mich zu sortieren, mich

ein wenig zu beruhigen. Ein letztes Mal schau ich mein Rad an, dann gehe ich um den Wagen herum zu der wartenden Autotür.

Am Beifahrersitz lehnen Alukrücken. Die nimmt er ein bisschen zur Seite und ich rutsche rein. Er beobachtet, wie ich sie ansehe.

»Fuß gebrochen?«, frage ich. Ich sag immer das Richtige.

Nun wird er rot, schüttelt den Kopf. »Ich bin krank.« Er guckt weg. »Schnall dich an.«

Das Adrenalin rasselt in mir. Es dauert eine Weile, bis der Gurt an der richtigen Stelle einrastet.

Er setzt mit dem Auto ein Stück in den Wald zurück, wendet und steuert das Haus meines Dads an.

Jetzt
werde ich
damit
nicht
anfangen

»Dein Haus kenne ich«, sagt er. »Mein Vater hat es entworfen.«

Ich wende den Blick nicht von den Bäumen ab, die an meinem Fenster vorbeipeitschen. Ich kann ihn nicht anschauen. Nicht ohne dass mein Herz ein wenig flattert. Und ich will nichts empfinden, nur deshalb bin ich doch an diesen gottverlassenen Ort gekommen. Aber er hat so etwas Ruhiges, Selbstsicheres an sich. Offensichtlich reagiere ich immer noch auf solche Dinge. Was er wohl damit meinte, dass er krank sei? Den Gedanken schiebe ich schnell von mir. Ich will es nicht wissen.

Wir kommen raus aus dem Wald und auf eine gepflasterte Straße. An die Stelle der Pinien tritt eine plötzliche Leere, die sich anfühlt wie ein tiefer Atemzug. Über dem Meer ein irre weiter Himmel. Es ist eine Küstenstraße, eine, von der man zufällig abkommen könnte, weil man von der Aussicht gebannt ist.

Als ich noch klein war, hab ich mir vorgestellt, ich sei ein Pfeil, der abgeschossen in der Stadt hoch und frei über dem Himmel an der Küste entlangschnellt. Die paar Male, die ich meinen Dad besucht habe, seit er gegangen war, fand ich diesen Teil der Fahrt immer am besten. Für mich hieß das, ein, zwei Tage lang tun und lassen zu können, was ich wollte, war jetzt in zum Greifen nah. Keine Regeln.

Für meinen Dad ist es mit Sicherheit der richtige Ort. Was die Freiheit angeht. Keine Ablenkungen. Vermutlich waren wir eine Ablenkung. Wenn er nicht rumreist und seine Arbeiten zeigt, verbringt er den ganzen Tag in seinem Atelier, jeden Tag. Wenigstens glaube ich, dass er das tut. Ich weiß nicht viel über sein Leben. Als er ging, war ich noch klein, und ich hab ihn eigentlich nur gesehen, wenn er zu einer Vernissage oder Ähnlichem in der Stadt war. Dann aßen wir verdrückt miteinander zu Abend. Mom, Dad und ich. Die zerbrochene kleine Dreieinigkeit.

Meine Mom findet es furchtbar hier oben. Als ich zehn war, bin ich mal in den Wäldern verschwunden, ich

hatte mich von einer seiner Partys abgesetzt, und danach ließ sie mich nicht mehr hierherkommen. Die Einzelheiten hab ich nicht mehr klar vor Augen, aber ich glaube, ein anderes Kind und ich haben uns aus ein paar vergessenen Weingläsern bedient. Dann haben wir die Klippen und Wälder erkundet. Nach Einbruch der Dunkelheit. Ein spontan organisierter Suchtrupp wurde eingesetzt und dann war Schluss mit den Sommern bei meinem Dad. Wahrscheinlich wollte sie ihn bestrafen oder so. Damals dachte ich, sie würde mich bestrafen. Dad setzte sich nicht allzu sehr zur Wehr, also kam ich nicht mehr her.

Ich glaub, es macht sie fertig, dass ich hier sein will. Sie hat Angst vor den Klippen, Höhe ist nichts für sie. Und das Haus meines Dads steht auf einer Klippe. Mit Blick übers Wasser. Hinter dem Haus ist dichter Wald bis zur Straße. Es ist ein tolles Haus, wenn auch ein bisschen zu sehr Männerhöhle. Sehr ruhig, sehr abgeschieden, aber ironischerweise wird zu jedem Interview mit meinem Dad ein Fotograf mitgeschickt, der Aufnahmen davon macht.

Unsere Auffahrt schlängelt sich von der Landstraße her durch fünfzehn Meter hohe Rotfichten und weiße Zirbelkiefern. Das Haus hat die Form eines weit offenen V – das die Arme vor dem Meer ausbreitet. Zwischen den Bäumen hinter dem Haus liegt ein riesiges Nebengebäude

versteckt, mein Dad nutzt es als Atelier. Ist aber eher so was wie eine Scheune aus verzinktem Stahl mit Betonböden, Oberlichtern und einer Schiebewand, die vorn einen Raum abteilt, in dem Besuchern Arbeiten gezeigt werden.

Sowie wir vorgefahren sind, reiße ich die Autotür auf. Mein Knie ist steif und die Handflächen brennen.

»Warte.« Er berührt meinen Arm. »Bist du sicher, dass mit dir alles in Ordnung ist? Ich will dich nicht einfach hier absetzen, wenn du dich lieber mal von jemanden anschauen lassen solltest.«

»Nein. Ist schon gut.«

Ich will weg von ihm, raus aus dem Auto. Ich will sein Gesicht nicht länger ansehen.

»Ich sollte mit deinem Vater reden, ihm erzählen, was passiert ist.«

»Mein Dad arbeitet heute. Er hasst Störungen. Heute hat er Leute von der Hochschule für Design da.«

»Wenn du meinst ...«, sagt er.

»Mir geht es gut. Ich geh rein und mach mich sauber. Keine große Sache.«

Ich zittere, einfach so, als ob ich mich plötzlich erkältet hätte, als ob ich aufgeregt wäre, verängstigt oder beides. Er hört es in meiner Stimme. Schaut mich an, als könnte er in mich hineinsehen oder so. Seine Hand liegt warm auf meinem Arm. Zu meinem Entsetzen merke ich, dass

ich zu weinen anfangen könnte. Seit Mai habe ich nicht mehr geweint, seit die Welt auf den Kopf gestellt wurde. Da werde ich jetzt nicht damit anfangen.

Ich ziehe meinen Arm weg. Ich muss raus aus seinem Auto und ins Haus. Die Stelle am Arm, an der er mich berührt hat, fühlt sich an, als würde sich die Hitze den Rest des Tages dort halten.

Er ist nicht überzeugt. »Na, dann ...« Er holt Stift und einen Fetzen Papier aus dem Handschuhfach. »Nimm meine Nummer mit. Bitte. Ruf an, wenn du irgendwas brauchst.«

»Mir geht es gut«, wiederhole ich und steige aus.

»Und wenn du so weit bist, such dir in der Stadt ein Rad aus, ich bezahle es, oder kauf es woanders, online, egal, was für eines, was dir gefällt. Und ich hole dein kaputtes ... das hätte ich gleich machen sollen. Ich bin ...« Er wirft einen Blick auf seine Krücken und wirkt gequält.

»Ach, ist schon okay«, sage ich schnell. »Wirklich. Ist in Ordnung. Ich mach mir keine Sorgen wegen des Rades. Danke fürs Mitnehmen.« Ich hör mich an wie ein Vollidiot. Ehe er noch etwas sagen kann, gebe ich der Autotür einen Schubs.

Innerhalb von Sekunden hab ich die Haustür erreicht und bin drinnen, lehne mich eine Weile an die Wand im Eingangsbereich, um das Zittern unter Kontrolle zu bringen.

Nachdem ich den Dreck von meinen Handflächen und den Knien gewaschen hab, schau ich auf den Papierfetzen. Kein Name. Ist auch egal. Ich werde keine Sekunde länger an ihn denken. Mamie hätte so was getan, sie wäre den Rest des Tages rumgelaufen und hätte sich Gedanken über diesen Typen gemacht. Ich nicht. Nicht jetzt. Nicht mehr. Mein Herz ist fest verschlossen, wenn ich denn noch eins habe. Keine Komplikationen. So schütze ich mich. Ich werfe seine Nummer ins Altpapier.

Und mein Dad arbeitet nicht im Atelier. Er ist nicht mal in der Stadt. Ist gestern zu einer Besprechung in einer neuen Kunstgalerie in Berlin geflogen. Wie ich schon sagte, ich bin wegen der Ruhe hier hochgezogen.

Die Wälder

Morgen, Abend, dann Morgen, dann Abend. Die Sonne blinkt ihr SOS den ganzen Nachmittag aufs Wasser, dann sinkt sie, lässt Dunkelheit heranrollen. Darauf kann man sich verlassen. Ich bewege mich durch die Zeit, weil mir nichts anderes übrig bleibt. Beobachte das Licht, wache auf, atme, esse was, nehme eine Schlaf-tablette. Schlafe und wache wieder auf. Das ist alles, was ich schaffe.

Wenn Dad weg ist, hab ich kaum Kontakt zu irgendjemandem. Abgesehen von den ständigen Anrufen meiner Mutter. Mary, eine der Studentinnen meines Vaters, schaut im Laufe des Tages immer mal wieder rein. Ab und zu treffe ich sie in der Küche beim Geschirrspülen an. Eigentlich sollte ich das machen, aber Dad hat ja solchen Charme. Die Leute tun alles für ihn. Mittlerweile kommt sie ins Haus, bevor ich aufwache, und normaler-

weise erwartet mich frischer Kaffee und Obst oder ein Stück Gebäck auf dem Tisch. Wahrscheinlich hat Dad sie gebeten, ein Auge auf mich zu haben.

Ich würde Moms Anrufe einfach übergehen, wenn ich nicht wüsste, dass sie dann sofort in ihr Auto springen und hierherfahren würde. Sie will, dass ich über das hinwegkomme, was passiert ist, weitermache wie geplant, es als Neuanfang betrachte. Tabula rasa.

Reiner Tisch. Leerer Wisch. Was auch immer. Meine Mutter ist eine Planerin. Sie verwaltet ein Krankenhaus. Ist alleinerziehend, seit mein Vater weg ist, und keine, die viel Gefühl zeigt, ich bin mir aber ziemlich sicher, dass er ihr das Herz gebrochen hat. Als er ging, wollte sie nichts mehr mit der Kunstszene und ihren Freunden dort zu tun haben. Es war, als würde man Arbeitern zuschauen, die die Stützen aus einem Zirkuszelt ziehen. Mom ging wieder zur Arbeit und es wurde sehr still in unserem Haus. Als ich dann ein Jahr vor meinem Schulabschluss erwähnte, dass ich vielleicht lieber zur Kunsthochschule gehen würde als auf eine der Unis auf unserer Liste, sagte sie mir, dass ich Kunst an der Uni immer noch als Nebenfach »betreiben« könnte, wenn ich dann noch daran interessiert wäre. Ende der Diskussion. Jede Auseinandersetzung über das, was ich wollte, und das, was sie für das Beste hielt, gewann sie mit links. Aber wenn ich ihre Ziele erreichte und nicht aus der Reihe tanzte, ließ sie

mich so ziemlich in Ruhe. Das funktionierte für uns beide. Laut Meredith sollte ich froh sein, eine Mutter zu haben, die sich tatsächlich für das interessiert, was ich mache. Ihren Eltern ist total egal, was sie oder ihr Bruder tun, aber sie heucheln Interesse, wenn sie das gut dastehen lässt. Ich fand es immer furchtbar, wenn sie das sagte, weil ich dann ein schlechtes Gewissen kriegte, aber sie hat recht. Ich habe eine Mutter, die sich interessiert, die zwar ein bisschen zu kontrollierend ist, aber sie interessiert sich. Trotzdem war ich bereit auszuziehen. Den nächsten Schritt zu machen. Nur noch ein paar Wochen hatten zwischen mir und der Freiheit gelegen, meinem Neuanfang allein. Diese Debatte über die Kunsthochschule hatte mir nicht mal besonders viel ausgemacht, ich wollte nichts weiter als im September ganz woanders aufwachen.

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen.

Aber meinen Schulabschluss hab ich verpasst. Und nach Amherst bin ich auch nicht gegangen. Meredith und ich sind nicht losgezogen und haben uns zusammenpassende Bettwäsche und Minikühlschränke gekauft. Wir haben nicht ausgerechnet, wie lange man für die Reise zwischen Vermont und Massachusetts braucht. Der Plan hat sich geändert.

Ich liege quer über dem Bett und versuche, nicht daran zu denken, als das Telefon klingelt. Nach der Uhr ist es fast fünf. Der Tag ist vorüber und ich hab nicht geduscht.

Es klingelt wieder. Meine Mutter. Sie ruft an, immerzu. Sie ist die Einzige, die sich noch die Mühe macht. Das Telefon klingelt und vibriert jetzt ein bisschen. Anscheinend hat es die Sprache ihres andauernden Bedürfnisses nach Vergewisserung gelernt, jedenfalls scheppert es lärmend auf dem Regal, auf dem ich es nach ihrem letzten Anruf abgelegt habe. Das dritte Mal heute. Nie hab ich was Neues zu sagen. Sie spricht zu mir, sagt dies und das über meine Freunde. Leute, die ich nicht mehr sehen will. Hauptsächlich höre ich auf ihre Stimme, nicht auf die Wörter, auf die Melodie. Manchmal ist das beruhigend.

Wenn es weiter so summt, arbeitet sich das Ding noch vom Regal runter.

Ich geh ran, ohne drauf zu gucken.

»Ja?«

Ich mach nicht mal den Versuch, nicht verärgert zu klingen.

»Mamie?«

Seine Stimme.

Mein Herz wechselt in einen rascheren Takt. Ich lege das Telefon ans andere Ohr.

»Ja ... na ja, nein.«

»Oh, tut mir leid ...« Er klingt erstaunt.

»Nein, damit will ich sagen, ich bin Mamie – gewesen –, ich lass mich nicht mehr so nennen, also, hier, mein Dad nennt mich Wren.« Ich rede zu schnell. Wie

eine Erstklässlerin. *Mein Dad nennt mich Wren.* Wer sagt denn so was?

»Wren?«

»Ja, wie der Vogel.« Tief atmen.

»Okay, Wren.« Er lacht. Klingt nett.

Mein Körper verkrampft sich, ich setze mich auf. Damit ich einen klaren Kopf kriege. Ich werde kein Interesse entwickeln für diesen Typen.

»Hier ist Cal Owen.«

Cal Owen.

»Der mit dem Auto neulich, im Wald?« Er räuspert sich. »Ich rufe an, weil ich nichts von dir oder deinem Vater gehört habe, und wenn ich versuche, ihn anzurufen, krieg ich keine Mailbox.«

»Jaa«, sage ich. Meine Stimme bricht ein bisschen, ist wegen Nichtnutzung kratzig geworden. »Er hat keine Mailbox. Entweder kriegt man eine seiner Assistentinnen dran oder gar keinen. Keine Ablenkungen.«

»Ich hatte das Gefühl, ich sollte ihm erzählen, was passiert ist. Mich entschuldigen, bei euch beiden.«

Schweigen.

Er hält kurz inne.

»Ich wollte nur wissen, ob es dir gut geht. Ich dachte, ich hätte inzwischen von Leonore unten im Fahrradladen hören müssen. Oder vom Anwalt deines Vaters oder so.«
Noch ein Lachen.

»Mir geht's gut.« Ich lege etwas Betonung auf das Wort, versuche, den Anschein zu erwecken, beschäftigt zu sein oder abgelenkt, so als müsse ich auflegen und zu irgendwelchen faszinierenden Sachen zurück, die ich gerade mache. »Mein Rad hat mehr abgekriegt als ich.«

Wenn er nur wüsste. Der kleine Unfall im Wald war gar nichts, war winzig, nur ein schwaches Echo von dem, was wirklich passieren kann. Was immerzu passiert. So wie die Sache, die ich zu vergessen versuche. Ich schaue auf meine verschorften Handflächen.

»Mir geht es gut«, wiederhole ich mit klarerer Stimme.
Lange Pause.

Mein Herz hämmert so heftig, dass ich es hören kann. Eine Sekunde mache ich mir Sorgen, dass er es vielleicht auch hört. Ich sollte noch irgendetwas sagen, aber mir fällt nicht ein, was. Doch mir kommt der Gedanke, dass ich einfach auflegen könnte.

»Ich hab mich umgehört«, sagt er schließlich, die Stimme klingt leise, vorsichtig. »Ich hab gehört, dein Vater ist nicht im Land.«

Aha.

»Ja. Na und?«

»Also, dachte ich, vielleicht ...«

Ich schneide ihm das Wort ab. »Ich bin erwachsen.«

Na klasse. Die Hitze kriecht mir die Wangen hoch.

»Natürlich«, sagt er. »Ich hab auch nicht vor, dich zu

belästigen. Ich wollte nur sichergehen, dass bei dir alles in Ordnung ist, wo du doch allein bist da ... und ob du was brauchst.«

»Tu ich nicht.« Ich versuche, frisch zu klingen, ganz Mutters Tochter, und die Kontrolle zurückzugewinnen.

»Ich bin den Gedanken nicht losgeworden, dass du dir vielleicht den Kopf gestoßen haben könntest, als du gestürzt bist, und ... Ich wollte einfach nur deine Stimme hören.«

Meine Stimme hören? Hat er das gerade gesagt? Mein Herz kommt auf Touren, schlägt noch schneller, trotz mir.

»Beim Sturz haben nur meine Hände was abgekriegt. Und mein Knie. Und das ist schon wieder gut. Ist alles in Ordnung.« Mir sitzt was im Hals.

Nichts ist in Ordnung.

So was zu sagen, egal zu wem, ist ein Witz. In mir steigen die Tränen auf wie eine Horde Aufständischer, wie eine Überschwemmung nach langer Dürre. Ich werde nicht weinen.

Er hört alles. »Du klingst nicht so, als ob alles gut wäre. Ich will ja nicht nachbohren, aber du klingst gar nicht gut. Und ich weiß, dass die meisten Assistentinnen deines Vaters mit ihm die Stadt verlassen haben. Das hier ist ein kleiner Ort, die Leute mögen einen ja in Ruhe lassen, aber sie wissen trotzdem über alles Bescheid.«

»Ich muss Schluss machen«, sage ich.

Ich lege auf und kicke das Kissen weg. Jetzt wünschte ich, ich hätte das verdammte Fahrrad hier. Ganz kurz bin ich orientierungslos, mitten in meinem Zimmer. Ich hab keine Ahnung, was ich tun soll. Eines ist klar, ich kann nicht eine Minute länger drinnen bleiben. Ich schnappe mir mein Telefon, Ohrstöpsel und zieh die Laufklamotten an. Meine Hände zittern so schlimm, dass ich mir kaum die Schuhe binden kann. Die Tür schließe ich nicht ab. Ich bin raus aus dem Haus und über die Hauptstraße in den Wald gelaufen, bevor mir auffällt, dass es schon fast dunkel ist.

Nicht-Person

Ich laufe, bis ich nicht mehr kann.

Keine Musik. Nur mein Atemgeräusch und das hohe Gestrüpp und herabhängende Zweige, die mich ab und zu streifen. Mein aufgeschlagenes Knie blutet wieder und klebt an der Innenseite meiner Trainingshose. Das spärliche Licht der sinkenden Sonne wird größtenteils von den Zweigen über mir abgeschirmt. Ich bin eine Nicht-Person im Wald. Der letzte Mensch auf der Welt. Ich versuche, einen lauten Schrei rauszulassen. Ein triumphierendes »Ha!«. Aber das kommt erstickt und kläglich raus. Und plötzlich spielt es keine Rolle, dass der Wald um mich herum riesig ist. Ich kann mich nicht darin verirren. Kann mich nicht verlieren. Ich werde nie frei sein von dem, was geschehen ist.

Ich versinke innerlich. So tief wie immer. Tiefer. Es gibt kein Entrinnen.

Immer wird es Teil von mir sein. Das Auto, das um

uns herum knirscht und sich zusammenfaltet, während wir uns überschlagen und schlingern. So laut, so schnell und dann so still, so lange. Das Vorher und das Nachher. Alles. Die in der Zeit gefangenen Augenblicke, die nichts sind als eine luftlose, endlose Diashow.

Mein Hals tut weh, es ist schon lange her, seit ich geweint habe. Ich werde nicht weinen. Ich mach's nicht. Kann's nicht. Hab's nicht getan, nicht ein Mal, nicht seit Patrick und ich diesen letzten Streit hatten. Ein Schluchzen würgt sich nach oben. Und noch eins darauf. Ich beuge mich vor, presse die Handflächen fest auf die Schenkel und keuche. Das Flickwerk, das mich seitdem zusammenhält, scheint auseinanderzureißen. Vielleicht krieg ich es nie wieder zusammen.

Ich dreh mich um und laufe wieder aufs Haus zu, hab das Gefühl, ich könnte über den Rand der Welt rennen. Vielleicht ist das notwendig. Ein paar Mal stolpere ich. Rutsche auf den süßlich riechenden, verrottenden Blättern auf dem Waldboden aus. Falle auf mein kaputtes Knie, die aufgeschürften Hände. Rotz läuft mir übers Gesicht und Tränen ziehen heiße Spuren über die Schläfen. Meine Augen brennen.

Ich renne schneller, streng mich immer mehr an. Als ob ich die Dunkelheit abhängen könnte. Wenn ich stürze, stehe ich noch zwischen den Schritten wieder auf. Der Schmerz ist gut, fühlt sich an wie die Lösung für irgendwas.

In der Nähe des Hauses wird der Baumbestand dünner. Die Küste. Es funktioniert. Ich werde es überrunden, dieses Mal. Werde das schwarze Gefühl im Wald zurücklassen. Mich wieder einkriegen.

Die Haustür hab ich schon beinahe erreicht, als ich sein Auto bemerke. Hätte ich aufgepasst, hingeguckt, dann hätte ich mich verstecken und warten können, bis er wieder weg ist. Abrupt bleibe ich stehen. Aber er sieht mich. Er ist an der Tür, will gerade klopfen, auf Krücken gestützt. Ich wische mir übers Gesicht, schnell. Der Rotz. Tränen.

»Hi, ich ...« Er hält inne, nimmt das ganze Bild in sich auf. Ein besorgter Ausdruck zieht über sein Gesicht.

»Ich war joggen.« Ich versuch, das ganz lässig rüberzubringen, was mich, so, wie ich aussehe, wahrscheinlich bloß wie eine Irre wirken lässt. Zucke die Achseln, tu so, als ob das alles total normal wäre. Er schaut mich nur an.

»Sorry, dass ich einfach aufgelegt hab. Ich musste zum Laufen raus.« Vage wedele ich mit der Hand himmelwärts, als ob das alles erklären würde. »Es wurde schon dunkel.«

Ich versuche, an ihm vorbei zur Tür zu kommen.

Er packt mich am Ellenbogen. Ganz fest.

»Moment mal«, sagt er leise und ganz ruhig. »Du bist traurig.«

Er ist so nah, ich kann ihn riechen. Gut riecht er. Seife,

vielleicht. Waschpulver. Seine Augen sind dunkel vor Sorge. Mein dummes Herz schlägt wieder höher.

Ich will die Haare zurückwerfen, lässtig wirken, so als ob er ganz schief liegen würde.

»Nein, mir geht's gut.«

Kauft er mir nicht ab. Er schüttelt den Kopf.

»Ich finde, du solltest jetzt nicht allein sein.«

»Dann komm eben kurz mit rein.« Mit einem Ruck mache ich meinen Arm frei.

Er folgt mir nach drinnen.

»Ich muss mich erst mal sauber machen«, sag ich und lass ihn im Eingang stehen. Ich geh in mein Zimmer. Ein Drecksloch. Meine Klamotten liegen alle auf dem Boden. Ich hab die Wäsche nicht gemacht. Auf der Suche nach einem T-Shirt, einem Kapuzenshirt, einer Jeans wühle ich mich durch einen Haufen. Schnuppere schnell dran. Nichts riecht allzu übel. Im Badezimmer stelle ich mich dem Spiegel. Dreckstreifen vom Weinen laufen mir über die Wangen, und meine Haare sehen aus, als hätte ich ein paar Wochen gecamp.

Kaltes Wasser ins Gesicht bringt die Augen wieder zum Vorschein, aber die Haare bleiben ein hoffnungsloser Fall. Egal. Mir macht das ja nichts. Vielleicht tört ihn das ab. Vielleicht lässt er mich dann in Ruhe. Mit den Fingern kämme ich mir einen Pferdeschwanz.

Als ich wieder rauskomme, steht er noch immer an der

Haustür, angelehnt, und guckt höflich, aber besorgt. Gott, wie oft ich diesen Ausdruck in den letzten paar Monaten gesehen habe! Ob ich ihm wohl Angst mache? Die Vorstellung bringt mich beinahe zum Lachen. Vielleicht hält er mich für verrückt. Vielleicht bin ich das.

»Oh, sorry. Ich wollte dich da nicht so stehen lassen. Komm rein.«

Ich bedeute ihm, ins Wohnzimmer zu gehen. Mein Dad besitzt eine Menge Kunstwerke, Stücke, die er über Jahre gesammelt hat, Sachen von Freunden, aber abgesehen davon sieht es aus, als ob hier ein Mann wohnt. Allein. Eine völlig fertige Couch und ein alter roter Samtsessel. Wie aus dem Boden geschossene Büchertürme und die alten Zeitungen von mindestens einem Monat. Vor dem Fenster steige ich über einen Stapel davon hinweg. Ehrlich, das ist eine Erleichterung, nach der gepflegten Eleganz im Stadthaus meiner Mutter. Hier gibt's keine Putztruppe.

Cal durchquert das Wohnzimmer auf Krücken. Schaut zur Fensterwand hinaus auf den Atlantik. Schwarze Nacht da draußen, aber das Haus ist dunkel, und irgendwie kann man raus aufs Wasser schauen, der zunehmende Mond spiegelt seine Sichel auf dem Meer.

»Ich hatte vergessen, wie toll dieses kleine Haus ist«, sagt er. »Als ich letztes Mal hier war, war ich noch ein Kind.« Er geht wieder durch den Raum, setzt sich auf die

durchhängende Couch und legt die Krücken neben sich auf dem Boden ab.

»Ich hab es auf den ersten Blick geliebt«, sage ich, gucke aus dem Fenster, egal, wohin, nur nicht zu ihm. Tu so, als hätte ich ihn eben nicht angestarrt, frag mich, warum er Krücken benutzt, wenn es doch so aussieht, als könne er ganz gut laufen.

All die Sachen, die mein früheres Ich gesagt hätte, schweben herum, umflattern mich, glitzernd und nutzlos wie Lametta. Sie verfolgt mich, dreist, naiv, denkt ununterbrochen darüber nach, was sie ihm über sich erzählen könnte, um interessant zu erscheinen – und was sie für sich behalten sollte.

»Ich kann mich nicht daran erinnern, dass du hier warst, als dein Dad eingezogen ist«, sagt er. Wahrscheinlich hofft er, dass ich was sage, wenigstens versuche, ein Gespräch zu führen. »Er hat eine kleine Party gegeben. Unsere Familie war da. Ich weiß noch, wie ich hier mit meinem Bruder herumgelaufen bin.«

»Sie haben sich getrennt ... als ich klein war. Mein Dad hat sie verlassen – uns verlassen –, weil er hierherziehen und arbeiten wollte.«

Ich will ganz locker wirken, normal klingen. Damit er sieht, ich bin okay. Damit er geht. Vergisst, wie ich ausgesehen habe, da vor der Tür. Nicht, dass ich was drauf gebe, was er denkt. Tu ich nicht. Werd ich auch nicht.

Ich knipse eine kleine Lampe an und unser Ausblick aufs Wasser verschwindet im Schwarz. Jetzt ist das Fenster ein Bild von uns. Ich wende mich ab, setze mich auf die breite Armlehne des Sessels neben der Couch.

»Unser Haus ist im Grunde ein früherer Entwurf von diesem hier.« Er spielt mit, ganz als ob ich ihm nicht in Gestalt einer Irren auf der Auffahrt begegnet wäre. »Im Laufe der Jahre sind die Arbeiten meines Vaters immer schlichter geworden. Jedes Projekt ein bisschen besser, ein bisschen reduzierter als das vorherige.«

Todesstille. Das Geistermädchen ist weg. Ich kann keinen Small Talk machen. Ich schau mich im Raum um.

Sein Blick folgt meinem. Die Stille scheint ihm nicht unbehaglich zu sein – das ist selten. Er lässt die zeltartige Decke auf sich wirken und den ramponierten, gebleichten Dielenboden.

»Und bei vielen Details hat er deinem Dad Mitspracherecht gegeben, dieses Haus fühlt sich urwüchsiger, organischer an als die meisten anderen seiner Entwürfe. Ich glaube, hier haben sie zusammengearbeitet.«

»Urwüchsig und organisch«, sage ich. »So ist mein Dad. Eine Naturgewalt.« Aber er mischt sich nicht in das Leben anderer ein wie meine Mutter. Er versucht nie, mich dazu zu bringen, irgendwas zu tun oder mein Wesen zu verändern.

Cal behält mich im Auge, auf diese ruhige, gelassene

Art, die mich dazu veranlasst, auf dem Stuhl herumzuruutschen und mehr zu reden, als ich will.

»Lebst du bei ihm? Bei deinem Vater?«, frag ich. Blöde Frage, ganz offensichtlich ist er älter als ich. Ausgeschlossen, dass er noch bei seinen Eltern wohnt.

Ein Mundwinkel geht hoch. Ich fühl mich taxiert und für zu jung befunden. »Nein. Mein Vater ist in Montreal. Er arbeitet kaum noch. Hin und wieder entwirft er mal ein Haus.«

»Und deine Mutter?«

»Tot.«

Ich kann nicht gewinnen. Ich sollte es nicht mal versuchen.

»Oh. Tut mir leid«, sage ich. »Das mit deiner Mutter.«

Die Worte fühlen sich fremd an in meinem Mund. Unzureichend.

Er zuckt mit den Schultern. »Ist schon lange her.«

Ich nicke langsam. Versuche, nicht so nervös und idiotisch zu wirken, wie ich mich fühle, ganz so, als würde ich nicht die Sekunden zählen, bis ich mich endlich wieder in meinem Zimmer verstecken kann.

»Mein Dad hat wieder geheiratet. Sie sind nach Montreal gezogen. Uns haben sie ins Internat geschickt. Meinen kleinen Bruder und mich. Das Haus hier oben ist so eine Art Familienhaus, für Ferien und Feiertage.«

Wir sitzen schweigend da. Langsam werde ich gut da-

rin. Seine Augen sind schieferblau – wie sein Hemd. Er sieht mich an, als könnte er direkt in mich hineinschauen, als wollte er mit der Hand hineingleiten und alles entriegeln.

Ich muss weggucken.

Mein Nacken verspannt sich, der Hals tut weh. So hat Patrick mich angesehen, als wir gerade erst zusammen waren. Ich schlucke heftig.

»Mir geht's gut«, sage ich zum tausendsten Mal, obwohl er nicht gefragt hat. Das liegt an dem forschenden Blick, mit dem er mir ins Gesicht sieht. Da krieg ich das Gefühl, ich müsste was sagen.

»Ich war aufgewühlt, vorhin. Aber jetzt geht es mir gut. Und es hatte nichts mit deinem Auto oder mit meinem Rad zu tun. Ich bin nicht verletzt. Du hast mich nicht verletzt.«

Die Worte kommen im Schwall. Er hört zu, als würde ich etwas Interessantes sagen, so wie schon den ganzen Abend.

»Was hast du für eine Krankheit?«, frage ich. Ein brutales Ablenkungsmanöver. Ich tu alles, um nicht mehr im Fokus zu stehen.

Das überrascht ihn. Seine Haltung verändert sich, bekommt etwas Starres. Ein finsterer Blick streift die Krücken.

»Ich hab MS.«

Pure Wut zuckt wie ein Blitz über sein Gesicht.

Ich blinzele. Schweigen. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Er guckt zur Decke, dann wieder zu mir. Schiebt die Haare mit einer Hand zurück, zuckt mit den Schultern. »Wahrscheinlich hätte ich mich an dem Tag nicht ans Steuer setzen dürfen. Ich bin zu schnell gefahren. Hab Dampf abgelassen.«

»Oh, das ist in Ordnung«, sage ich, peinlich berührt. Dämlich, einfach nur dämlich. Er schaut sich kurz im Raum um und dann, gequält, guckt er mich wieder an.

»Du hast keine Ahnung, wie schlecht ich mich deswegen fühle. Ich musste mich einfach nach dir erkundigen. Und dann klangst du so furchtbar am Telefon. Ich wusste, dass du allein warst, dass dein Dad in Europa ist.«

Erwischt. Ich zucke mit den Schultern. Was will er hören? Dass ich es gebraucht habe, dass er nach mir sieht? Dass ein neuer Freund eigentlich alles ist, was mir fehlt, und dass damit alles in Butter wäre? Oder vielleicht sollte ich mich an die Wahrheit halten. Ihm sagen, dass ich will, dass er abhaut, dass ich verdammt noch mal allein sein will.

»Ich hab Gerüchte gehört, warum du hier hochgekommen bist. Ich hätte nicht vorbeikommen sollen.«

Na klar. Gerüchte. Er hat Gerüchte gehört.

Ich stehe auf. Vielleicht versteht er den Wink und geht.

Tut er nicht. Ist unangenehm, so zu stehen. Weiß nicht, was ich mit meinen Armen machen soll.

»Kann ich dir was zu trinken anbieten?«, frage ich schließlich. »Mein Dad hat ein paar Bier im Kühlschrank. Oder Selters? Limo? Wie wär's mit Tee? Ich könnte Tee kochen.«

Ich brauche Wasser, irgendwas. Ich geh rüber in unsere kleine Küche. Wenn Dad jetzt Wodka im Haus hätte, würde ich mir ein Glas einschenken und es runterstürzen. Alles Hochprozentige ist im Atelier.

»Gern«, sagt er. »Selters wäre gut.« Er lächelt mich wieder an. Ein verhaltenes Lächeln, so als wüsste er etwas über mich, als würden wir einander schon eine Weile kennen.

Ich hole mir ein großes Glas von dem komischen, nach Eisen schmeckenden Brunnenwasser, das aus unserem Wasserhahn kommt, trinke es aus. Weiß nicht, wann ich das letzte Mal so durstig gewesen bin.

Er legt mir die Hand auf den Arm, als ich ihm die Selters reiche, schaut mir direkt in die Augen.

»Setz dich.«

Er zieht mich neben sich auf die Couch. Ich kann seine Haut riechen, ist vielleicht sein Shampoo, was Tolles. Die Körperwärme überbrückt die Lücke zwischen uns. Eine Sekunde lang denke ich, er küsst mich. Tut er nicht. Sitzt nur still neben mir. Ich guck wieder weg.

»Was hast du gehört?«, frage ich, dabei nage ich an meiner Unterlippe. Ich rücke ein wenig von ihm ab, ziehe die Knie an die Brust und schlinge die Arme darum. Ich bin eine Festung. »Du hast gesagt, du hättest Gerüchte gehört ...«

»Dein Vater hat jemandem erzählt, dass du einen Unfall hattest, aber dass du nicht verletzt wurdest. Du würdest eine Weile hierbleiben, vor dem Studium.«

Wieder Schweigen.

Als ob er drauf warten würde, dass ich etwas sage. Keine Chance. Schon bei dem Gedanken wird mir schlecht.

»In einer kleinen Stadt gibt's nicht viele Geheimnisse, oder?«, sag ich schließlich.

Er guckt mich entschuldigend an.

Meine Hände und Arme fangen ein wenig an zu zittern und sind nicht mehr warm. Der Griff um die Knie lockert sich. Erstaunt schau ich sie an.

Sein Blick folgt meinem und er nimmt meine eine klamme Hand und streicht ganz leicht mit dem Finger über die zerkratzten Stellen auf der Handfläche.

»Gott, deine armen Hände.«

Ich versuche, ganz normal weiterzuatmen, und zieh die Hand weg.

»Das ist nicht von dir ... von unserem ... vom Rad und vom Auto. Du hast nicht ...«

Wieder krieg ich nicht genug Luft. Ich hasse dieses Gefühl, versuche, mich einen Moment zu entspannen.

»Beim Laufen heute Abend bin ich hingefallen. Ich ...«

Mir stockt der Atem. Ich guck zur Decke, damit die heiße Träne sich im Augenwinkel hält. Sie rollt mir trotzdem die Wange runter. Blöde Träne. Ich muss von ihm abrücken.

»Ich will das hier wirklich nicht«, sage ich, stehe auf und entferne mich von der Couch. »Ich bin hierhergekommen, damit ich meine Ruhe habe, und so was nicht machen muss. Ich will das nicht mehr.«

»Was nicht?« Er schaut mich an, als würde er versuchen, es zu verstehen. Immer mehr Leute reden mit mir in einem Ton, in dem man mit Gestörten spricht.

Ich ziehe mich noch ein Stück weiter zurück, näher ans Fenster. In seiner Nähe halte ich es nicht aus. Wie ein riesiges Herz hämmert das Meer hinter mir an die Felsen.

Hinter einer Friedhofsmauer

Ich seh Cals Gesicht an, als wär es weit weg. Auf diesen Trick bin ich im Krankenhaus gekommen. Alles ist weit weg. Irgendwo da draußen.

Mein Herz beruhigt sich ein bisschen. Noch ein paar Sekunden so weiter, dann bin ich fast ruhig. Steuere wieder meinen sicheren Platz auf der Sessellehne an. Von dort aus guck ich in die Luft unmittelbar über seinem Kopf, damit ich ihm nicht in die Augen schauen muss.

Jederzeit kann ich sie in meinem Kopf ablaufen lassen, die letzten sechs Monate meines alten Lebens. Im Grunde kann ich gar nichts dagegen tun.

Unser Abschlussstreich. Wir haben Patrick eine Anzeige im Immobilienteil der New York Times aufgeben lassen und die Schule als Privatresidenz zum Verkauf angebo-

ten, direkt vom Eigentümer. Tennisplätze, Dunkelkammer, Dachterrasse. Das Telefon der Direktorin stand nicht still. Lahm, aber wir fanden es lustig. Retro sogar, weil es so lahm war. Ich war selbstbewusst, zuversichtlich, dass sich eine gloriose Zukunft vor mir auftun würde. Dann hab ich sie ruiniert. Uns. Alles. Kopfüber im Auto, Patrick tot neben mir. Mit zerdrücktem Fensterglas besprenkelt ... wie Tautropfen auf dem Gras. Und Frösche, die ihr endloses nächtliches Lied sangen.

»Was mein Dad da gesagt hat, stimmt«, sage ich schließlich, während ich an dem zerrupften, stumpfen Samt unter mir zupfe.

Er wartet auf mehr. Wenn ich es erzähle, geht er ja vielleicht. Kein fairer Handel.

»Wahrscheinlich weißt du ohnehin alles, was es zu wissen gibt.« Das soll ungezwungen klingen. »Mein Freund und ich hatten einen Autounfall und er ist gestorben. Aber mir geht es gut. Jetzt. Ich meine, es ging ... es geht.«

Ich strecke mein Rückgrat ein wenig und versuche, mir vorzustellen, dass meine Augen zu Stein werden, damit ich seinen Gesichtsausdruck nicht wirklich sehen kann. Noch ein Krankenhaustrick. Ich wünschte, er würde aufhören, mich so anzugucken.

Im Kopf lasse ich die Regeln normaler sozialer Interaktion durchlaufen und frage im überenthusiastischen Ton meiner Mutter: »Und was führt dich in diese Ge-

gend?« Wie du mir, so ich dir. Wir könnten Konversationspingpong spielen. Kleinhandel mit Informationen treiben – dies über mich gegen das über dich. Die üblichen Geschichten, die man austauscht, um vorgeben zu können, einander tatsächlich zu kennen. Nur, was hat das für einen Sinn? Es hat keinen.

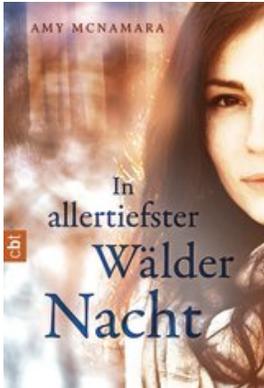
Ich schlucke, hab das Gefühl zu ersticken, huste und nehme einen Schluck Wasser, atme.

Cal sitzt schweigend da, lehnt sich ein wenig vor. Die Unterarme auf den Knien, hält er sein Wasserglas fest, schaut mich an, wartet, scheint mehr hören zu wollen. Als ob ich ihm mehr erzählen würde.

Ich reibe die klammen Hände an den Beinen. Mein aufgeschürftes Knie klebt an den Jeans. Der Teil von mir, der gedacht hat, ich könnte ihm Fragen stellen, ein Gespräch mit ihm führen, ist schon lange nicht mehr vorhanden. Eigentlich ist es mir ganz egal, warum er hier oben ist. Ich will nur, dass er abhaut, mich in Ruhe lässt.

Dann, obwohl mein Herz sich aufführt wie ein durchgegangenes Pony, funktioniert mein Trick, Gott sei Dank. Ich werde hart. Ruhig. Cool. Als ob ich hinter eine Friedhofsmauer geschlüpft wäre. Ich spüre, wie es passiert. Ich bin ein kaltes, aus Stein gehauenes Ding. Ein Mensch, der die Fassung behält.

»Das ist alles«, sage ich. So wie in: Das war alles, Leute. Ende. Denn so ist es. Da bin ich, nur noch ich.



Amy McNamara

In allertiefster Wälder Nacht

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30888-2

cbj

Erscheinungstermin: November 2013

Sie sucht die Dunkelheit, er das Licht

Jeden Tag fährt Wren mit ihrem Mountainbike durch die dunklen Wälder von Maine. Seit dem Unfall, bei dem ihr Freund starb, wohnt sie im Haus ihres Künstlervaters – weit weg von der Mutter und den Freunden. Hier kann sie allein sein, muss nicht reden, wird eins mit dem Schweigen der Wälder. Bis Cal Owen sie fast mit dem Auto überfährt. Cal verbirgt ebenso wie Wren eine schmerzhaftes Vergangenheit. Als er Wrens selbstgewählte Isolation zu durchbrechen droht, muss Wren sich entscheiden zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart ...